

Reisebericht Tanzania

Seminar- und Studienreise
in die Nord-Zentral-Diözese der ELCT
(Evangelical Lutheran Church of Tanzania)

Pfarrer Jörg Gintrowski
Lutherhaus Jena

Februar 2020



Gemeinde am
Lutherhaus

Auf Einladung meines Freundes Pfarrer Gervas Meitamei und unserer Partnerdiözese war ich 16 Tage lang zu gemeinsamen Seminaren und Gemeindebesuchen im Februar 2020 in Tansania. Einerseits habe ich hier weniger gesehen als jeder andere Tourist, keine Elefanten oder Giraffen; andererseits habe ich in einer afrikanischen Familie gelebt und ständig mit meinen tansanischen Freunden geredet, was mir weitgehende Einsichten ermöglicht hat. Dieser Bericht besteht aus zwei Teilen. Den ersten habe ich zur Halbzeit meiner Reise verfasst; der zweite entstand auf der Rückreise.

Inhaltsverzeichnis

1	Zwischenbericht nach der ersten Woche	4
	Rundreise, Predigten und Seminare	4
	In den Zentralorten der Diözese	5
	Themen: Erneuerung des lutherischen Gottesdienstes und Gemeindeaufbau	7
	Gemeindeleben vor Ort	9
	Christsein und Lebensstil?	11
	Am Ufer des Victoria-Sees	13
	Zu Gast in der Familie Meitamei	15
2	Gedanken während der Rückreise	16
	Herzlichkeit und Förmlichkeit	16
	Am Ende des westlichen Jahrhunderts	16
	Jung und Alt	17
	Theologie und Frömmigkeit	18
	Bischöfe, Pfarrer und Evangelisten	18
	Ökumene	20
	Muslime	20
	Gottes übernatürliches Wirken	21
	Flüchtlinge und Migration	21
	Be-fremd-lichkeiten	22
	Zwei Sorten Weiße	23
	Politik und Herrschaft	25
	Europäer und Afrikaner	25
	Geld korrumpiert Beziehungen	25
	Am Ende wieder in Deutschland	26

1 Zwischenbericht nach der ersten Woche

Gerade haben Gervas und ich unsere erste Seminar-Reise hinter uns und ich sitze in einer luxuriösen Lodge, die alle „Jenseits von Afrika“-Klischees weit übertrifft. Eine Übernachtung kostet hier ab 270 Dollar. Mein Freund bekommt für den Unterhalt seiner Großfamilie dagegen 550 000 Tanzania-Shilling (etwa 160 €) *im Monat*. Manche Evangelisten, die hier den vollen Gemeindedienst machen, bekommen 200 000 TZS – aber auch das nur, falls Geld da ist. 70% der jungen Leute haben gar keine Anstellung. Diese materielle Apartheid ist unvorstellbar und ich mich würde nicht wundern, wenn sie noch ein paar Che Guevaras hervorbringt. Wobei manche der Reichen hier Schwarze sind, die die Sahne abschöpfen, indem sie den Löwenanteil an den Safaris verdienen, die bis zu 10 000 Dollar kosten. Außerdem gibt es Korruption und auch der Staat quetscht die Kleinunternehmer mit Steuern aus, die oft in den Taschen korrupter Beamter landen. Nach meiner Einschätzung ist der überwiegende Teil der Misere hier hausgemacht. So sehen es auch meine Freunde hier.

Ich trinke einen Kaffee (der beste der Welt wird hier angebaut) und nutze das freie WLAN, um euch zu schreiben. Gestern war ich noch in einer Massai-Hütte, die nur von Weitem romantisch aussehen – genauso wie die unbewohnten Nachbauten, in die man die Touristen führt. Die Realität ist so: der Gestank vom Mist der Tiere ist extrem, alles ist voll Fliegen und Moskitos, die Hütte innen voll Rauch von der Feuerstelle, in einer winzigen Ecke schlafen die Kinder; Ziegen, Kälber mit in der Hütte, sie pissen auf den Lehmbooden, der Mann schläft auch manchmal dort, je nachdem bei welcher seiner Frauen er gerade übernachtet. Keine Fenster, stockdunkel, kein Wasser, kein Strom, keine Dusche, keine Möbel,... Die Mehrzahl leidet an Augen- und Lungenkrankheiten, man sieht Hautexzeme usw. – Gervas meint: Wenn das nächste Mal wieder die Cholera kommt, bleibt in diesem Dorf keiner am Leben.

Rundreise, Predigten und Seminare

Am ersten Tag nach der Ankunft sind wir morgens nach Arusha ins Zentrum gefahren, wo die Zentrale der Diözese ihren Sitz hat. Vor der zur Andacht versammelten Belegschaft wurde ich offiziell begrüßt. Dann Audienz beim Bischof, seiner Exzellenz Askofu Massangwa. Am nächsten Tag ging unsere Seminarreise los.

Gervas hatte alles generalstabsmäßig geplant. In Monduli ging es verspätet los, weil der Regen für viele Evangelisten und Kirchenälteste die Anreise verzögert hatte. Erst habe ich ein Seminar über Evangelisation gehalten, dann eines über „Wesentliche Merkmale gesunder Gemeinden“ in Anlehnung an Christian Schwarz. Immer gab es am Anfang eine Präsentation über unser Gemeindeleben in Wenigenjena, die alle ziemlich gefreut hat. Überhaupt waren die Geschwister mit Herz und Verstand dabei, sie haben öfter mal „Amen“ oder „Der Herr Jesus sei gelobt!“ dazwischen gerufen. Auch der Austausch war spannend und es gab gute Fragen. Gervas hat kongenial übersetzt und eigene Beiträge eingebracht. Es war toll zu erleben, dass wir so gleich ticken in unserer Liebe zu Jesus und seiner Gemeinde. Er wusste manchmal schon vorher, was ich gleich sagen würde. Am nächsten Tag dann das gleiche



Training über Evangelisation mit Superintendent Laison Saningo

Programm in Makuiuni. Die Inbrunst, mit der sie die Jesus-Lieder singen, lassen mir einen Freuden-Schauer über den Rücken laufen. Kein Wunder, dass sich da Menschen zu Jesus bekehren! Manche haben ihre besten Anzüge an, andere kommen so an wie die Massai vor 500 Jahren auch schon aussahen: mit Schuka, Sandalen und Speer/Stock bekleidet. Die Missionare haben ihnen geholfen ihre Kultur zu bewahren, sie lesen die Bibel in Kimassai, ihrer Sprache; Gervas übersetzt mich oft.

In den Zentralorten der Diözese

Die Seminarreihen in den verschiedenen Zentralorten des Nord-Massai-Distrikts zwischen Arusha, Mount Meru, Serengeti, Lake Manyara und dem Ngorogoro-Krater waren unvorstellbar gut! Manche von euch wissen, dass ich mit vielen Zweifeln und Ängsten zugesagt hatte. Auch unsere Gemeindesituation hatte mich bis zuletzt gefordert. Aber die Tansanier hatten mir geschrieben: „The Holy Spirit instructed us to invite you for teaching“ (Der Heilige Geist hat uns gesagt, dass wir dich zum Lehren einladen sollen). Und tatsächlich habe ich die Anwesenheit Gottes noch nie in meinem Leben so intensiv und andauernd gespürt wie in diesen Seminaren. Irgendjemand muss da gebetet haben...

Ich predige zweimal in der vollen Kirche von Mto wa Mbu am Lake Manyara kurz vor Ngorongoro. Einige kommen aus dem Krater angereist und bleiben für die Tage hier. Die Predigt über die Verklärung Jesu fiel mir leicht. Und wenn man Jesus groß macht, lieben sie dich dafür... Ach: Der Gottesdienst beginnt um 6:30 Uhr, dauert ca. 2,5 Stunden, dann kommt der nächste Gottesdienst. Der Chor probt schon vorher und ebenso die Lobpreis-Band.



Das Teaching-Team mit Pfarrer Meitamei am Pult

Der Gottesdienst am Sonntag ist der Dreh- und Angelpunkt im Leben der meisten Christen hier.

Dann die Seminare mit den Pfarrern der Region: immerhin 12 kommen zusätzlich angereist; jetzt wird es theologisch anspruchsvoller. Manche von ihnen verstehen mich sofort auf Englisch. Das erleichtert auch die Diskussion enorm. Außer den bisherigen Themen geht es um „Erneuerung des lutherischen Gottesdienstes“ Was sie bei uns gut finden, ist die persönliche Segnung und das Gemeindemittagessen. Sie wollen auch den Gläubigen mehr Raum geben, den Gottesdienst zu gestalten. Ich lerne auch von ihnen: Nur, um so starke Chöre zu haben, bräuchten wir vermutlich echte Afrikaner bei uns? Der ausführliche Friedensgruß im Gottesdienst gefällt mir so gut, dass ich ihn bei uns einführen möchte!

Die Teilnehmer sind als Älteste, Evangelisten oder Pfarrer in den Gemeinden tätig, wobei manche Evangelisten mehr Verantwortung haben als Pfarrer bei uns. Sie leiten in der Regel *congregations* (Untergemeinden), die einer *parish* (Zentralgemeinde) unter einem Pfarrer zugeordnet sind. Diese ist manchmal 20 km und mehr entfernt. Manche der Evangelisation sind trotz Regen und Schlamm 2 Stunden hergelaufen und waren erst einmal erschöpft und ausgehungert als sie ankamen; manche kamen im Anzug mit Gummistiefeln. Sie brennen voll Liebe für Jesus und ihre Leute und haben so gut wie nichts. Zitat Gervas: *They live a miserable life*. Dank einer Spende von Christen aus Wenigenjena konnten wir ihnen punktuell helfen. Darüber waren sie zu Tränen gerührt und dankbar. Sie werden für uns alle beten.

Die Natur hier ist schon irre: In Mto wa Mbu grenzt das Krankenhaus, in dem wir übernachtet haben, an den Nationalpark. Der hat keinen Zaun. Wir saßen in der Mittagspause auf der Terrasse und ich bin fast vom Stuhl gefallen, als plötzlich in ca. 60 Meter Entfernung ein



Evangelisten und Älteste in der Kirche von Monduli

männlicher Löwe zwischen den Bananenstauden durchlief. „Kann gut sein“, sagt die Mama, die dort wohnt. Gestern hat ein Nilpferd ihre Bananen gefressen und dem Mann, der es verscheuchen wollte, den Arm gebrochen. Nachts muss man auf der Straße ins Dorf aufpassen, sonst fährt man gegen einen Elefanten. Affen sind sowieso überall.

Themen: Erneuerung des lutherischen Gottesdienstes und Gemeindeaufbau

Anlass der Einladung war, dass ich vor 1½ Jahren an der Tumaini-Universität in Makumira bei einem Pastorentreffen einen Vortrag hielt, wie man den lutherischen Gottesdienst erneuern kann und dabei viel von unseren Gemeinden berichtet habe. „Das brauchen wir auch“, meinte Bischof Massangwa. Tatsächlich laufen ihnen die jungen Leute weg und gehen zu den *pentecostals* (freie Pfingstgemeinden), wo sie Gott in großer Freiheit und mit viel Gefühl anbeten können. Hingegen sind die lutherischen Gottesdienste oft noch steif und es werden Gebete abgelesen, die nicht in der Sprache der Menschen formuliert sind. Die Herausforderung, die die Bischöfe klar sehen, besteht darin, die gute lutherische Tradition und Lehre zu erhalten, auch die ganzen schönen und tiefen Choräle (z. B. von Paul Gerhard, die ihnen die deutschen Missionare gebracht haben), und zugleich die Gottesdienste so zu öffnen, so dass sich auch die junge Generation darin wiederfindet. Auch die Pfarrerzentrierung ist ein Problem. Viele Gemeindeglieder bleiben passiv, statt sich in die Gemeinden einzubringen. Darum habe ich hier die zentralen Inhalte lutherischer Theologie gelehrt, wie das Priestertum aller Gläubigen und die Rechtfertigung durch Glauben.

In einer anderen Einheit habe ich über die biblische Lehre zu Krankenheilung gelehrt: zwischen der Erwartung, dass Gott heute wunderbar heilt und der Kreuzesnachfolge, zu der Jesus



Eine Evangelistin aus der Massai-Steppe

uns ruft. Wir können von den *pentecostals* lernen, ohne zugleich die Fehlentwicklungen mitzumachen. Gerade wurde ganz in der Nähe ein Prediger verhaftet: Er hat den *anointed way* gepredigt; dazu hat er „Heilungsöl“ ausgegossen und verkündet: „Jeder der im Glauben an Jesus auf diesen Ölweg tritt, wird sofort geheilt!“ Bei dem Massenandrang, der dadurch entstand, kamen 20 Leute ums Leben. Der Mann sitzt nun im Gefängnis, aber so etwas passiert hier dauernd.

Gervas und ich haben zudem ein Seminar über Evangelisation gehalten, wo es besonders um persönliche Beziehungen ging und wie wir durch sie Menschen zu Jesus führen. Danach ging es um sucher-orientierte Gottesdienste, die einladend und attraktiv für Nichtchristen sind. Das hab ich alles illustriert mit Beispielen und Fotos aus 16 Jahren Erfahrung in Lutherhaus und Schillerkirche.

Ein weiteres Seminar ging um die Prinzipien des Gemeindeaufbaus, durch deren Umsetzung gesunde und wachsende Gemeinden entstehen. Diese Prinzipien wurden von Christian Schwarz weltweit erhoben und gehören auch zur DNA des Lutherhauses. Das Handout dazu bekommt ihr auf der Lutherhaus-Website.

Das alles und noch viel mehr lief dann jeden Tag an einem anderen Ort, wo jeweils zwischen 50 und 80 Verantwortlichen aus den umliegenden *parishes* zusammenkamen.

Die beiden schönsten Komplimente, die ich am Ende bekommen habe waren: „*You teach like an African pastor!*“ Das sagte der Superintendent, der mich die meiste Zeit begleitet und übersetzt hat. Ihr seht ihn auf einigen Fotos mit mir. Sonst hat mich mein Freund Gervas übersetzt, der im *district* (Kirchenkreis) für Evangelisation zuständig ist. Die Teilnehmer haben kluge



Gruppenbild nach dem Pfarrerseminar

Rückfragen gestellt, meine Vorträge mit eigenen Glaubenserfahrungen bereichert, sich sehr herzlich bedankt und meinten: „*We see that you love our people.*“

Gemeindeleben vor Ort

Das Gemeindeleben ist sehr lebendig: Der Taxifahrer, der mich hergebracht hat, geht jeden Morgen um 6 Uhr zum *morning prayer*. Er sagt, die Kirche sei jeden Morgen voll. In Monduli stehen drei Kirchen nebeneinander: Immer wenn eine zu voll wurde, haben sie eine neue gebaut. „Wovon?“ frage ich – „Spenden der Gemeinde!“ Die Chöre üben begeistert. Es gibt viele *Jumuias* (Hauskreise), die durch die ostafrikanische Erweckung überall entstanden sind. Manche Pfarrer sehen das kritisch, weil sie das nicht kontrollieren können, aber die meisten finden es gut. Die Ältesten, Pfarrer und Evangelisten sind regelmäßig in ihren Dörfern unterwegs. Sie gehen der Reihe nach zu jedem Haus im Ort und reden mit den Bewohnern über Jesus. Wenn einer Christ werden will, bekommt er 1½ Jahre lang einen *baptismal course* und wird dann getauft. Letzte Woche waren es in Mto wa Mbu, wo ich gepredigt habe, 13 Leute, überwiegend ehemalige Muslime.

Theoretisch ist klar, dass ein Christ jeden Sonntag zum Gottesdienst da ist, wie es das 3. Gebot lehrt. Wer mehrmals nicht kommt, wird von den Ältesten besucht und befragt und im Notfall von der Gemeinde ausgeschlossen: Keine Taufe, kein Abendmahl, keine Beerdigung! Aber auch das wird nur partiell durchgesetzt. Es funktioniert in manchen Orten, in anderen nicht. In Makuyuni kommen sonntags nur 900 von 2000 Mitgliedern. Ich frage Pfarrer Simon, was sie dagegen tun? – Nichts.



Überall werden Kirchen neu gebaut; neben mir die zuständige Evangelistin



Das Dach wird kommen, sobald genug Geld zusammen ist



Massai-Frau mit ihrem Kind

Ebenso ist sonnenklar: Jeder gibt den Zehnten; wer kein Geld hat, bringt Naturalien mit, die nach dem Gottesdienst versteigert werden. Da jeder seinen Beitrag in einen Umschlag mit seiner Nummer steckt, sieht der Schatzmeister der Gemeinde genau, wer seinen Zahlungen nachkommt und wer nicht. Über den Zehnten hinaus werden zwei Kollekten gesammelt, die des Kirchenkreises und eine aktuelle, wie gerade eben für die Verpflegung bei der Einführung zweier neuer Evangelisten am kommenden Sonntag.

Christsein und Lebensstil?

Auf dem Rückweg zum *parish compound* (zentraler Gebäudekomplex) haben wir mit dem Evangelisten und anderen eine heiße Diskussion: Sollen diese Leute ihren Lebensstil ändern, wenn sie Christen werden? Ich argumentiere mit ihrer subjektiven Lebenszufriedenheit, die mir bei manchen nicht schlecht zu sein scheint. Der Evangelist sagt: Man soll sie lassen, wie sie es wollen. Gervas sagt: Der Glaube an Jesus hat einen zivilisatorischen Effekt; jeder Mensch braucht Schutz vor Krankheit und braucht Bildung. Interessant: der Europäer argumentiert für die afrikanische Tradition; der Afrikaner für die europäischen, zivilisatorischen Errungenschaften. Alle sind sich einig, dass für Christen auf jeden Fall die Polygamie nicht infrage kommt.

Auf einem der Fotos seht ihr einen 104 Jahre alten Mann, um den meine Freunde herumstehen. Er war bisher ein berühmter *witch doctor* (so sagen die Massai; die Christen unter ihnen sehen ihn als einen dämonischen Zauberer, der von Teufel besessen ist); die Westler nennen



Massai-Hütten – nur von Weitem romantisch



Der ehemalige „witch doctor“ ist 104 Jahre alt. Er hat sich gerade taufen lassen

ihn *natural healer* (Naturheiler). Sein Lieblingssohn Levkandajo steht neben ihm. Zu ihm kamen die Leute von weither angelaufen und er wurde reich: viele Rinder und viele Kinder! Jedenfalls kam er jetzt zum Glauben an Jesus. Er hat von seinen 8 Frauen über 300 Kinder, Enkel und Urenkel. Die wurden jetzt alle getauft, wie bei Kornelius in der Apostelgeschichte. Jetzt hat Mchungaji Joel viel Arbeit, um die alle im Glauben zu unterrichten. Aber dafür wird er vermutlich einen Evangelisten hinschicken. Immerhin hat er über 10 davon.

Wie mir Superintendent Laison erklärt, ist nach ihrem Bibelverständnis Sex auf die Ehe beschränkt, aber leider halten sich viele ihrer Jugendlichen nicht daran. Das sehen sie als offenes Problem. Die Pfarrer waren sich auch völlig einig, dass man ja eigentlich von einem Mann gar nicht verlangen kann, bis zu seiner Hochzeit mit 25 bis 30 enthaltsam zu bleiben. Das sei ja eigentlich absurd. Trotzdem werden immer noch solche Paare, bei denen es öffentlich wird, exkommuniziert und erst wieder zugelassen, wenn sie zur Beichte waren. Abtreibungen werden oft von den Müttern organisiert, damit die junge Frau weiter zur Schule gehen kann. Das ist gesetzlich verboten, aber gegen Geld geht alles. Es gibt auch Pfarrer, die Sex außerhalb der Ehe oder sogar ein „kleines Haus“ (= zweite Familie) haben. Wo das bekannt wird, werden sie entlassen. Scheidung geht gar nicht, aber Ehebruch passiert oft und wird nur dann sanktioniert, wenn es bekannt wird. Gerade gab es 5 Fälle in der Diözese, bei denen Pfarrer aus derartigen Gründen entlassen wurden.

Am Ufer des Victoria-Sees

Am nächsten Tag fliegen wir über die Serengeti und den Ngorongoro-Krater nach Mwanza, wo ein Freund von Gervas Bischof ist. Vielleicht führt das dazu, dass ich wie ein Staatsgast empfangen werde. Dabei ist Bischof Gulle eigentlich ein lustiger, lockerer Typ. Er fährt uns selber herum und zeigt uns seine Diözese am Viktoriasee. Am nächsten Tag bin ich wieder um 6:30 und 10:00 Uhr dran mit predigen, bekomme viel ehrliche Rückmeldung. Ein alter Mann sagt: *You are preaching the word of God to us!* Dabei hatte ich die Predigt über Galater 3 erst in der Nacht davor geschrieben.

Am nächsten Tag eine Horror-Busfahrt nach Tabora im Zentrum des Landes (ich verschone euch mit den Details). Der Bischof dort, Kissiri Laiser, ist ein alter Kumpel von Gervas und eine geistliche Persönlichkeit. Als er von unserem Seminarprogramm gehört hatte, hat er alle Pfarrer seiner Diözese zusammengetrommelt, so dass wir hier wieder das volle Programm mit Seminaren haben... Ich solle unbedingt wiederkommen und bei ihnen lehren, bittet mich der Bischof am Ende. Auch eine Partnerschaft zu uns läge ihm am Herzen. Er im besten Sinn der bischöflichste Bischof, den ich jemals kennengelernt habe: tief in Jesus verwurzelt, weise, souverän und klug – dabei seelsorgerlich, herzlich und lustig im Umgang. Wir alle sind von ihm eingeladen, zahlen keinen Schilling und sein *assistant* fährt uns hin, wo wir nur wollen.



Fahrt im Überlandbus inklusive Spontan-Predigt



Meine Gastfamilie in Arusha

Zu Gast in der Familie Meitamei

Schließlich geht es zurück nach Arusha. 12 Stunden im Bus: Schweiß, Hitze, ein Huhn das nach meinem Knie hackt; erst eine dicke Mama, die im Gang steht und bei Bodenwellen immer auf meinen Schoß fällt, dann eine hübsche junge Frau; alle 4 Stunden Pinkelpause; Motorschaden in einer gefährlichen Gegend – draußen laufen Paviane, keiner darf aussteigen, es wird dunkel. Gervas und ich beten leise, der Bus fährt plötzlich weiter. Der Flug hätte für uns beide über 500 Dollar gekostet. Also musste es so gehen; *Bwana Jesu asifiwe!* Wir kommen heil in Arusha an. Dort wieder afrikanisches Familienleben, wie es schöner nicht sein könnte.

Die Familie von Gervas hat mich sehr, sehr herzlich empfangen. Da ich der erste *mzungu* (Weiße) in ihrem Haus bin, sind sie aufgeregt und wollen alles „richtig“ machen. Doch das Eis taut schnell und wir lachen viel. Besonders die jungen Mädchen schließen mich ins Herz, sie basteln und malen mir immer wieder was Schönes. Magdalena, die eine Ausbildung als Pfarrfrau hat, bewirtet mich königlich: 3x am Tag Fleisch im Überfluss! Dass ich zeitweise wenig esse, weil ich durch Darmprobleme geschwächt bin, kann sie kaum verstehen.

Es ist so schön, dass die kulturellen und ethnischen Unterschiede hier keine Rolle spielen! Gervas musste lachen, als ich mich mit Sonnencreme eingerieben habe und sagte: „Wie schön, dass Gott uns so wunderbar für das Leben in Afrika ausgestattet hat und wir das für unsere Haut sowas nicht brauchen!“ Und die anderen Pastoren haben sich gefreut, dass die Moskitos am liebsten *mzungus* fressen!

2 Gedanken während der Rückreise

Herzlichkeit und Förmlichkeit

Am Ende werde ich gefragt, was mir am besten gefallen habe? „Ihr, die Menschen hier!“ Anfänglich sind sie durchaus zurückhaltend, aber sobald wir einander näher kommen, geht ihr Herz auf und eine große Fröhlichkeit und Liebe strahlt mir entgegen. Wenn ich eine Gemeinde besuche, ist die Begrüßung erstmal förmlich, mit geputzten Schuhen werden wir erwartet. Dann hält nach Rang abwärts jeder ein Grußwort und stellt sich vor; auch ich als Gast darf ein geistliches Wort sagen. Dann wird gesungen und gebetet und gegessen und es wird ungefähr so locker wie bei uns beim Kirchcafé.

Am Ende des westlichen Jahrhunderts

Früher gab es hier Autos von VW oder Land Rover; heute sind die Motorräder aus China; die LKWs von TATA (Indien), die PKWs ausnahmslos von Toyota. Aber die englische kulturelle Wirkung ist noch sehr präsent: Die Intellektuellen schauen die Nachrichten selbstverständlich auf BBC; im TV laufen die Spiele der *premier league*, jeder kennt Liverpool mit Jürgen Klopp als Trainer und Manchester United.

Neben Kisuheli ist Englisch die dominante Sprache in ganz Ostafrika: die Geschäfte und Produkte tragen englische Aufschriften. Ein Kommentator schrieb neulich: „Die Engländer



Begrüßung im Gemeindebüro



Zwei von den sechs Kindern des Pfarrers auf dem Hof

brauchen keine EU, sie haben ein Weltreich.“ Allerdings ist jetzt auf den Baustellen meist ein chinesischer Ingenieur oder Vorarbeiter zu sehen; die großen Straßen werden von Chinesen gebaut.

Jung und Alt

Natürlich haben die Leute hier ihre Kinder mindestens genauso lieb wie wir unsere. Trotzdem werden sie extensiver betreut: Sie rennen in der Nachbarschaft rum, spielen mit Straßenhunden, klettern auf Baumaterialien und sind auch mal längere Zeit bei einem Nachbarn, ohne dass es die Eltern wissen. Es kommen auch immer wieder Kinder durch Unfälle ums Leben, sogar während meines kurzen Aufenthalts.

Mit dem Bischof habe ich mich über Geburtenkontrolle unterhalten – davon hält er genauso wenig wie der Präsident. Schließlich heiße es in der Bibel: „Seid fruchtbar und mehrt euch!“ Tatsächlich sind weite Teile des riesigen Landes unbesiedelt und es ist relativ einfach, einen Acker zu bekommen und sich darauf eigene Nahrung anzubauen. Überall wo man hinschaut, rennen kleine Kinder herum. Angeblich liegt der Altersdurchschnitt bei 18 Jahren. Gleichzeitig lese ich online, dass eine Oxforder Professorin erklärt hat, man solle auf Fortpflanzung verzichten, um die Umwelt zu schonen.

Überall Kinder – dagegen sehe ich nur ganz wenig Alte, also Leute über 60 Jahren. Als wir sein Fotoalbum durchblättern, zeigt mir Gervas immer wieder Angehörige oder Freunde in

meinem Alter, die schon verstorben sind. Eine Ärztin, die in Mwanza im Krankenhaus gearbeitet hat (das Krankenhaus sieht von außen topmodern aus) sagte zur deutschen Volontärin: „Geh da niemals rein, lass dich lieber gleich nach Nairobi ausfliegen!“ Man stirbt hier viel leichter. Das ist mir u. a. auf der Busfahrt klar geworden!

Alte Menschen genießen hingegen eine selbstverständliche Autorität. Als ein überschwänglicher Prediger die Leute im Bus anpredigt, winkt ihn ein Alter von vielleicht 60 Jahren nach einer Weile zu sich und sagt: Es reicht, er solle sich jetzt hinsetzen – das macht er dann auch.

Theologie und Frömmigkeit

Theologisch gesehen sind hier alle superfromm! Keine Frage, dass die Bibel das Wort Gottes ist und wir ihr auf jeden Fall zu folgen haben! Das haben sie vor 125 Jahren von den Missionaren der Leipziger Mission gelernt. Und das leben sie mit voller Überzeugung. Dass Jesus der lebendige Sohn Gottes ist, dem alle Menschen vertrauen müssen, damit sie ewiges Leben haben – das würde keiner bestreiten und daher kommt auch ihr großer missionarischer Eifer. Von Pfarrern wird selbstverständlich erwartet, dass sie in die Häuser gehen und nichtchristliche Menschen zum Glauben führen. Was die Lage in Deutschland angeht, fragen sie mich: „Wenn bei euch die Mitglieder weniger werden: Warum evangelisiert ihr nicht? Das wäre doch die selbstverständliche Reaktion.“

Ich vergesse schon mal zu beten, sobald wir mit dem Auto losfahren. Das wundert sie. Sie beziehen Jesus selbstverständlich in ihren Alltag ein. Mit Gervas besichtige ich einen säkularen Kindergarten, den er noch nicht kannte. Die junge Leiterin, die ihn auf eigenes Risiko betreibt, zeigt uns alles. Am Schluss sagt Gervas: *Tuombe!* (Lasst uns beten!). Er fasst die Kindergärtnerin und den Hausmeister an der Hand, schließt die Augen und betet für die Kinder hier und für ihre eigene Familie. Alle sind fröhlich und dankbar dabei. Ist klar, dass der das macht, er ist ja schließlich Pfarrer!

Auch stark: Als wir im Viktoria-See die Sanane-Insel besuchen, wird uns Junias als *guide* zur Seite gestellt. Sie erklärt uns Tiere und Pflanzen, eine fröhliche junge Frau. Als sie erfährt, dass wir Pfarrer sind (wir hatten keine Klerikerhemden an), bittet sie uns gleich, mit ihr zu beten: Sie wünscht sich so sehr einen liebevollen, treuen Mann! Und sie teilt auch die Not vieler junger Menschen: Sie hat keine bezahlte Arbeit. Selbst bei guten Trinkgeldern reicht es nicht zum Leben. Wir beten für sie und segnen sie, wie sie es natürlich von uns Pfarrern erwartet.

Bischöfe, Pfarrer und Evangelisten

Die Strukturen der Kirche fühlen sich etwas absolutistisch an: Der Bischof versetzt die Pfarrer nach Bedarf; wenn einer Fehlverhalten zeigt (z. B. ein Verhältnis hat) wird er entlassen. Eine Ebene tiefer herrscht der *district pastor*, dann der *parish*-Pfarrer. Wenn ein Pfarrer etwas in



Mit drei Freunden oberhalb des Lake Manyara

seiner Gemeinde entscheidet, dann ist das so. Allerdings können sich Älteste im Extremfall beim Bischof beschweren, der das dann überprüft.

Pfarrer genießen überhaupt großes Ansehen. Andere Autofahrer werden bei den dauernden Polizeikontrollen immer mal wieder abgezockt; wenn aber einer mit Stehkragen daherkommt, heißt es nur: *Pray for me, pastor!* Gervas dazu: „Soll ich etwas für seine Korruption beten?“

Auch meine lieben Lutheraner sind keineswegs einheitlich: sie wurden von verschiedenen Missionen gegründet. Die einen stehen in der apostolischen Sukzession; die anderen nicht. Erstere fühlen sich manchmal als die besseren Bischöfe und Pfarrer. Immerhin: 1973 wurden die verschiedenen lutherischen Kirchen vereinigt zur ELCT. Aber die Diözesen sind selbständig. Jede von ihnen hat einen Bischof, den die Synode für 10 Jahre wählt; der hat seinen Assistenten (auch mächtig) und einen Generalsekretär als Chef der Verwaltung. Es gibt reiche Diözesen, wo jeder Pastor ein Auto bekommt, und arme – da gibt es nur ein Dienst-Fahrrad. Manche Diözesen sind aus Missionsgebieten neu gegründet, wie die in Tabora. Sie hat insgesamt nur etwa 20 Pfarrer.

Der Pfarrer ist für die Zentralkirche der *parish* da und beaufsichtigt die Evangelisten, er ist also eher wie ein Superintendent bei uns. Nur er ist ordiniert und trägt das Klerikerhemd. Nur von dieser Position aufwärts gibt es ein halbwegs auskömmliches Gehalt von der Diözese. Über ihm steht der Distriktpastor (wie Laison, der mich auch zeitweise begleitet und übersetzt hat). Sein Bezirk ist geografisch riesig und er hat 15–20 Pfarrer unter sich, jeder Pfarrer wiederum 2–13 Evangelisten.



Muslimin vor dem Bismarck-Rock in Mwanza

Ökumene

Erstmal ist es eigenartig, wenn Du in ein kleines Dorf mit armseligen Hütten kommst und alle 100 Meter eine Kirche steht: Adventisten, Anglikaner, Baptisten, Lutheraner, Presbyterianer (= Reformierte) und Katholiken und viele verschiedene *pentecostals* („das sind alles frühere Lutheraner“) ... jeder macht sein eigenes Ding. Allerdings ist die Ökumene gut entwickelt, die Beziehungen sind herzlich. Auch die Katholiken werden für ihre tolle Organisation und sauberen Einrichtungen bewundert. Die großen Gemeinden haben ganze *compounds*. Das sind ummauerte Gelände mit eigener Infrastruktur: In dem katholischen, wo wir in Tabora wohnten, gibt es ein eigenes Gästehaus, eine Schwesternschaft, Restaurant, Schule, usw.

In Arusha gibt es Weihnachten, Ostern und Neujahr einen gemeinsamen Gottesdienst im Stadion: Ein Jahr predigt der Katholik, ein Jahr ein Pentecostal, ein Jahr einer der Evangelischen. Das sind dann so ungefähr auch die großen Lager, die es hier gibt.

Muslime

Ich hatte ein Gespräch mit einem jungen muslimischen Mann, der gerade seine eigene Firma gründet. Wir reden offen und herzlich miteinander, sprechen auch über Jesus und stellen fest, dass wir ihn unterschiedlich sehen. Beide sind wir uns einig, dass jedes Unternehmen auf Gottes Segen angewiesen ist. Wir verabschieden uns herzlich und ich verspreche ihm für seine Familie zu beten, was ihn ehrlich freut.

Vor eine paar Tagen ist der muslimische Nachbar von Gervas gestorben, da sind auch alle Christen hin und haben die Familie getröstet und für sie gekocht. Ganz selbstverständlich besucht man einander und lebt in der Nachbarschaft gut zusammen und hilft sich gegenseitig. Schöner könnte das Zusammenleben von Muslimen und Christen nicht aussehen! So lief es auch in den letzten Jahrzehnten.

Daneben kommt ein neuer, arabischer, salafistischen Islam auf: Frauen, die auch am Strand und in der Sonne in Schwarz verschleiert sind, neu gebaute Luxus-Moscheen und Schulen mit Klimaanlage, die von den Golfstaaten finanziert werden. Die Regierung versucht, gegen Hassprediger in solchen Moscheen vorzugehen. Meine Freunde meinen dazu: *They want to take control over the country!*

Gottes übernatürliches Wirken

Die Christen hier erleben immer wieder, wie Gott auf wunderbare Weise wirkt. Der Name Jesus, also seine Wirklichkeit als auferstandener Herr des Universums, zeigt sich mächtiger als alles andere. Kranke werden wunderbar geheilt, auch wenn das bei uns Lutheranern nicht spektakulär zelebriert wird. Gervas erzählt mir von einem wohlhabende Mann, der mit ungeklärten Symptomen schwer krank war und bei dem die Ärzte keinen Rat wussten. Gervas fragte ihn, ob er etwas zu bekennen hätte? Da gestand der Mann, dass er drei Nähmaschinen für sein Geschäft gekauft hatte, die aus einem katholischen Hilfsprojekt gestohlen worden waren. Gervas nahm ihn und die Nähmaschinen und brachte sie zur nächsten katholischen Kirche, wo der Priester ihm Vergebung aussprach. Auf dem Rückweg hielten sie an der Kirche und feierten das heilige Abendmahl. Seitdem ist der Mann wieder gesund, bis heute.

Flüchtlinge und Migration

Besonders in der Region Mwanza, wo ich war, gibt es viele Flüchtlinge aus Burundi. Sie aufzunehmen ist unter Christen selbstverständlich, wie es meiner Meinung nach überall sein sollte! Deren Versorgung besteht darin, dass man ihnen einen Acker zuweist, auf dem sie ihre eigene Nahrung anbauen können. Ansonsten wissen die staatlichen Stellen genau, wer im Land ist: Bei Ankunft wird man mit Fingerabdruckscanner und biometrischen Fotos registriert. Die Polizei kontrolliert an Checkpoints die Visa. Es gibt zwar eine „Ostafrikanische Union“, aber meine Freunde sagen: Wir können die Grenze nicht für alle Kenianer öffnen, weil sie unser Land aufkaufen würden, denn sie haben viel mehr Geld als wir.

Überhaupt ist Annahme, alle Afrikaner seien einander immer freundlich gesinnt, genauso falsch, wie das gegenüber den Europäern der Fall wäre. Gervas berichtet, wie er und einige Studienkollegen in Südafrika massive Feindlichkeiten erlebt haben und einer von ihnen so brutal verletzt wurde, dass er lange im Krankenhaus war. In Kenia bekämpfen sich einzelne Stämme immer wieder blutig. Gott sei Dank ist das in Tansania anders, wo man sogar über Religions- und Stammesgrenzen hinweg heiratet.

Be-fremd-lichkeiten

Die afrikanische und die westliche Welt kommen mir manchmal vor wie Paralleluniversen mit gelegentlichen Überschneidungen. Vieles, was bei uns selbstverständlich ist, ist es dort gar nicht und umgekehrt. So fragt mich der Generalsekretär, der schon viele Male in den USA und Kanada war, ob denn tatsächlich bei uns kein Brautpreis bezahlt würde? Ob man denn die Frau sozusagen ganz umsonst bekäme? Das könne doch einfach nicht sein!

Die Frau geht durch die Heirat in die Familie ihres Mannes über und es ist absurd, die Herkunftsfamilie dafür nicht zu entschädigen. Bei den Massai beträgt der Preis bis zu 7 Rinder; bei den Sukuma auch schon mal 30 Rinder beziehungsweise das Äquivalent in Geld. Je heller die Haut der Frau ist, je schöner sie ist, desto höher ist der Preis. Das ist ein Grund dafür, dass die Kinder nicht allein entscheiden, wen sie heiraten. Aber unter Christen wird immerhin gelehrt, dass die Brautleute zustimmen sollten, wen sie heiraten. Christliche Frauen werden erst ab 18 verheiratet. Bei Muslimen werden die Mädchen dagegen oft mit 13 oder 14 verheiratet. Über Genitalverstümmelung haben wir nicht viel geredet. Die gilt aber bei Christen definitiv als *no go*!

Noch ein Befremden: Das Zusammenleben in der *extended family* ist so selbstverständlich, dass sie mir einfach nicht glauben wollen, dass bei uns viele Leute in Altenheimen oder alleine wohnen. Wie kann man so etwas zulassen?

Überhaupt ist der Umgang mit Privatheit extrem verschieden: Meine Gastgeber haben schon verstanden, dass ich ab und zu gern alleine bin; aber eigentlich ist es ihnen fremd. In meinen Gastfamilien läuft auch meistens der Fernseher dauernd im Hintergrund, wie ich es aus Berlin von Besuchen bei türkischen Familien kenne.

Wer Christ ist, für den ist eigentlich Polygamie verboten. Trotzdem wird manchmal die Witwe eines verstorbenen Mannes von dessen Bruder als Zweitfrau übernommen. Eine andere Chance hat sie auch nicht, niemand würde sie erneut heiraten.

Wenn ich irgendwo ankam, wurde eine Frau herbeigerufen, die dann mein Gepäck tragen sollte. Als ich das zurückwies, wurde ich freundlich darauf hingewiesen, dass das eine Beleidigung der Gastgeber sei. Einerseits treten Frauen hier couragiert und selbstständig auf, mit ihrer Erotik gehen manche selbstbewusst um. Sie sind nehmen starke Positionen in Beruf und Familie ein. Andererseits sind sie es, die die dienende Rolle haben. Die Evangelistin macht einen Knicks, als sie mich begrüßt. Ein Streitpunkt der weltweiten Lutheraner ist auch hier aktuell: ob Frauen Pfarrerin sein können. Die Mehrheit der Diözesen ordiniert Frauen; eine orientiert sich an den Bibelworten in 1. Korinther- und 1. Timotheusbrief und verzichtet darauf.

Die Rollenmuster scheinen hier viel klarer und eindeutiger zu sein als bei uns. Als ich mich nach „Transgender“ erkundige, kommt die Antwort: Das gibt es hier nicht; es sei doch völlig klar, wer ein Mann und wer eine Frau sei.

Wer zu den *rafiki* (Freunden) gehört, ist fast wie ein Familienmitglied. Unter *rafiki*s hilft man sich gegenseitig, weshalb oft der Unterschied „mein Geld und dein Geld“ nicht so scharf gesehen wird. Alle Organisationen haben damit zu kämpfen: Für manche Leute ist es schwer zu akzeptieren, dass sie fremdes Geld, das sie verwalten, nicht für Nöte ihrer Nächsten verwenden dürfen. Insofern ist das Motiv für das, was wir Unterschlagung oder Korruption nennen, oft nicht Böswilligkeit, sondern Teil des Verantwortungsgefühls für die primäre Bezugsgruppe. In Nationalparks und bei der Polizei wird darum nur noch mit Karte bezahlt. Korruption ist offiziell als Problem erkannt, besonders unter Präsident Magufuli.

Befremdlich ist auch die Ungleichzeitigkeit: Einerseits sind sie moderner als wir, bezahlen mit dem Handy und singen aus ihrer Gesangbuch-App; andererseits kochen sie am offenen Feuer in einer Hütte ohne Rauchabzug.

Wir sind für sie umgekehrt auch komisch: Dass Kinder nicht gehauen werden, wenn sie nicht gehorchen – absurd! Dass Frauen nicht mehrmals am Tag kochen – ebenfalls! Dass jemand keine Kinder haben will oder nur eines oder zwei – sehr komisch! Dass jemand in Deutschland ohne Arbeit vom Staat Geld bekommen kann – das glaubt mir keiner.

Zwei Sorten Weiße

Mzungu, das Wort für einen Weißen, bedeutet angeblich: „der ohne Sinn umherläuft“ – also jemand, der wandert oder irgendwohin reist, ohne dass es dafür eine Notwendigkeit gibt. Der laute Kinderruf, der mir oft hinterher schallt „Mzungu, mzungu!“ hat auch einen kritischen Beiklang im Sinn von: „Schau mal, wieder so ein Verrückter!“

Auch von Leuten, die schon lange in Tansania leben, höre ich Zweifel, ob wir sie wirklich verstehen und umgekehrt. Das sind die sogenannten *expats*, also Westler, die für NGOs wie „SOS Kinderdorf“ arbeiten oder als christliche Lehrer und Missionare dort sind. Ich rede ausführlich mit einer „Weltwärts“-Volontärin aus Hamburg und mennonitische Konflikt-Trainern aus den USA. Sie teilen das Leben der Tansanier und haben Freunde unter ihnen, zugleich fühlen sie sich intuitiv allen anderen Westlern verbunden und pflegen ein Gemeinschaftsleben mit ihnen. Ihr Lebensstandard entspricht der kleinen tansanischen Mittelschicht mit Hausangestellten, Internet, Strom und Warmwasser.

Daneben gibt es die anderen *mzungus*: die Touristen. Sie zahlen hohe vierstellige Beträge für die Safari, sie werden in klimatisierten Geländewagen von einer hoch ummauerten Lodge in die andere transportiert. Sie machen durch die Scheibe bunte Fotos von den kochenden Frauen und brennenden Reifen am Straßenrand und kommen mit den Bewohnern nur in Kontakt, falls sie mit dem Lodge-Angestellten reden. Danieli sagt: „Sie haben Angst vor Ansteckung und Überfällen, darum halten sie Abstand.“ Irgendwie tun sie mir leid, aber ich verstehe auch, dass sie sich nicht den Strapazen des normalen Lebens hier aussetzen, zumal ich auf dem Markt und Busbahnhof auch hässliche Szenen erlebt habe, weil wir *mzungus* nun mal ein wandelnder Geldschein sind. Die Touristen sind eine zentrale Einnahmequelle des Landes, darum werden sie offiziell auch so umworben.



Treffen mit einer deutschen Volontärin



Kochbananen-Verkauf am Straßenrand

Politik und Herrschaft

Expats dagegen bekommen immer schwerer ein Visum. Das mag an der aktuellen Politik liegen, die keine Zeugen braucht. Präsident Magufuli wird vermutlich dieses Jahr wiedergewählt und wenn nicht, bleibt er trotzdem Präsident. Soviel steht fest. Offiziell herrscht Demokratie, aber das Fernsehen ist fest in der Hand der Regierungspartei. Die Nachrichten haben ein Framing, in dem die Opposition schlecht wegkommt. Neuerdings tauchen auch die sogenannten „unbekannten Personen“ auf, die Oppositionelle einfach verschwinden lassen. Manche verlassen morgens das Haus und werden dann nie wieder gesehen oder sie finden sich in Mombasa wieder und können sich an nichts erinnern. Das kommt Gott sei Dank eher selten vor. Andererseits bringt die „Dampfwalze“, wie die Tansanier den Präsidenten nennen, das Land voran: harte Steuern, neue Straßen, Wasserversorgung, Sicherheit, Korruptionsbekämpfung (ein tansanisches Gefängnis ist eine brutale Abschreckung!), kostenlose Schulen, Krankenhäuser... Jeder sieht, dass es voran geht. Sein Freund Kagame herrscht derzeit in Ruanda auf ähnliche Weise mit großem Erfolg. Auch im Büro des lutherischen Bischofs hängt sein Porträt im Goldrahmen, Magufuli wird ehrlich verehrt.

Europäer und Afrikaner

Fremd ist uns auch der Umgang mit Autorität und Macht. Wahrscheinlich war es bei uns im Kaiserreich des 19. Jahrhunderts ähnlich: Wer eine Uniform trägt (z. B. als Pastor) oder eine hohe Stellung hat, oder ein *mzee* (Greis, ab 60) ist, der kann erwarten, dass man ihm unwillkürlich folgt. Weil die kulturellen Differenzen so fundamental sind, reden meine Freunde von „Schwarzen“ und von „Weißen“, ohne damit eine diskriminierende oder abwertende Konnotation zu verbinden. Natürlich gibt es nicht „den Schwarzen“ oder „den Weißen“. Jeder Mensch ist zugleich einzigartig und Kind seiner Kultur. Aber obwohl diese Pauschalisierung unscharf ist, ist sie vielleicht als Sprachregelung nötig, um kollektive Muster und Unterschiede benennen zu können? In Europa würde man damit unter das Rassismus-Verdikt fallen. Ich selber rede lieber von „Europäern“ und „Afrikanern“ und bin mir zugleich der Grenzen bewusst: mein Freund Gervas zum Beispiel ist in seiner Strukturiertheit und Ordnungsliebe viel „deutscher“ als ich selber.

Geld korrumpiert Beziehungen

Stell Dir vor: jeder, der in Dein Land kommt, hat allein für den Flug schon mal mehr als dein halbes Jahreseinkommen bezahlt! Mit einem deutschen Monats-Mindestlohn, wäre man, sagt Gervas, hier „monatelang ein reicher Mann“. Dass dieser extreme Unterschied die Beziehungen belasten muss, versteht jeder, der sich an Freundschaften von Bundesdeutschen und DDR-Bürgern erinnert. Man ist sich oft nicht sicher: Ist der andere wirklich an mir interessiert, oder geht es mehr darum, etwas von meinem Reichtum ab zu bekommen? Mag ich den anderen echt oder will ich ihm nur helfen? Der Afrikaner ist zwangsläufig immer in der Lage des Bittstellers, der *mzungu* in der des Gönners.



Honig zum Abschied für die Gäste – in der halbfertigen Kirche von Urambo

Nur weil wir unter uns Christen so eine starke Einheit im Glauben haben, hat diese erzwungene Rollenteilung uns nicht geschadet. Oft war z. B. das Benzin im Auto alle und wir konnten nur weiterfahren, weil ich die nächste Tankfüllung bezahlt habe. Das ist für alle blöd. Es wird eben nur so viel getankt oder eingekauft, wie gerade Geld da ist. Ein lieber Bruder hat als Pfarrer kaum das Geld, um die Medikamente für seine HIV-infizierten Töchter zu kaufen. Ein anderer Kollege musste sein Kind von der privaten *secondary school* nehmen, weil das Geld für monatlich 12 € Schulgeld nicht übrig war. Andererseits kann ich auch nicht jedem was geben. Wo soll ich da eine Grenze ziehen? Die Not ist überall.

Eigentlich sind die elementaren Dinge bei allen Menschen gleich: Wir lieben alle unsere Kinder, wir wollen nicht krank werden, wir brauchen liebevolle Annahme, wir wollen Frieden und Gerechtigkeit für unser Land und die Welt... Weil diese elementaren Bedürfnisse und Sehnsüchte sich überall gleichen, spricht die Bibel auch in alle Kulturen und alle Zeiten. Sie ist die Brücke, die uns alle verbindet und zeigt uns den Schöpfer, der uns in gleicher Weise sucht und liebt.

Am Ende wieder in Deutschland

Im Regionalzug gleich eine Auseinandersetzung mit einem Mann, der meint, ich „solle die Neger bitte nicht hierher holen, denn die seien faul.“ Danke für die Begrüßung! Völlig übermüdet lasse ich meinen Rucksack mit Geld und Laptop auf dem Bahnhof stehen, aber Bundespolizei und Bahn helfen mir. Meiner Frau sage ich: „Das war mit Abstand die krasseste Aktion, die ich gemacht habe!“

Im Herbst 2020 werden die Freunde aus Tansania in Leipzig und Jena zu Besuch sein und ich hoffe, dass sie mit genauso viel Staunen und Dankbarkeit zurückfahren, wie ich es erleben konnte.

Meinen Freunden und Geschwistern möchte ich sagen: Auf Schritt und Tritt habe ich eure Gebete gespürt und bin vom Herrn wunderbar bewahrt und bevollmächtigt worden. Auch die Stundengebete und Losungen hatten immer wieder geniale Ansagen, wie am Tag der Abreise: „Siehe, ich habe Dir eine offene Tür gegeben!“ Gott sei gelobt durch Jesus unseren Herrn! *Bwana Jesu asifiwe!*

Euer Jörg Gintrowski